



Inhalt: Des Lieutenants Bankier. Novelle von Ludwig Ziemssen. (Fortsetzung.) — Angehende Virtuosa. (Illustration.) Von Albin von Stein. — Savonarbenliebe. Von Paul Altwater. (Schluß.) — Bürgerliches Speisezimmer. — Die Kunst im Hause. — Guten Appetit! (Illustration.) — Praktische Mittheilungen über Ausstattungen. II (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. September. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Schach. — Buchstaben-Versehnungen. — Auflösung des Räthfels Seite 256. — Correspondenz.

Des Lieutenants Bankier.

Novelle von Ludwig Ziemssen.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Der Zug war in der Ferne hinter einer Waldecke verschwunden, und nur eine lichtgraue, hoch in der Luft hinstreichende Rauchsäule winkte noch wie der flatternde Wimpel eines dahinsieghenden Schiffes dem Nachschauenden Grüße zu, als Herzfelden sich endlich abwandte, einen Gepäckträger zum Transport seiner wenigen Sachen herbeiwinkte und sich anschickte, den kleinen Bahnhof zu verlassen.

Wie er, das Portal durchschreitend, um einen Pfeiler bog, prallte er fast auf einen Offizier, der hastig die Stufen emporgeklommen kam und nun, den Reisenden erblickend, einen Ruf der Befriedigung ausstieß.

„Lieber Herzfelden! Tausendmal willkommen! Sie rechtfertigen unsere gute Meinung von Ihnen in vorzüglicher Weise! Waren Alle überzeugt, daß Sie uns nicht fehlen würden bei unserm kleinen Feste, und da sind Sie!“

Die beiden jungen Männer schüttelten einander herzlich die Hand. „Liebster Hardt! Freue mich aufrichtig, Sie wiederzusehen. Und was Ihr Festin anlangt, so war es mir innerstes Bedürfnis zu kommen! Zum Glück langte Ihre Einladung so früh an, daß ich den Obersten noch auf der Parade um Urlaub angehen und dann gleich mit dem Mittagszuge abfahren konnte. Wie geht's denn Werdenberg? Ist hoffentlich in gehobener Stimmung, — wie? Wenigstens hat er allen Grund dazu.“

„Das will ich meinen! Können Sie sich vorstellen, daß er außer der dienstlichen Einberufung noch einen eigenhändigen confidentiellen Brief des Feldmarschalls empfangen hat? Wirklich miraculös! Unser Regiment steht seit drei Tagen ‚auf Stützen‘, und ‚der Dicke‘ behandelt Werdenberg mit einem Respect, als wäre es plötzlich herausgekommen, daß er ein Prinz von Gebürt sei. Eine wahre Komödie, die beiden mit einander zu sehen!“

Die jungen Leute lachten so herzlich, daß Vorübergehende stehen blieben und unwillkürlich das Gesicht gleichfalls zu einem Lächeln verzogen.

„Röthlich!“ betheuerte Herzfelden endlich, hochroth im ganzen Gesicht. „Kann mir den Dicken lebhaft vorstellen! Die alte massive Grobheit untergegangen wie ein Klotz in einem Meer von Ergebenheit, aus dem sie nur dann und wann, gleichsam lustschnappend, den dicken Kürbiskopf erhebt, um einen Nichtberufenen anzufahren. Ein Anblick für Götter — beim Zeus und allen Olympiern! — Aber wo habt Ihr heute Euer Local? Noch weit von hier?“

„Durchaus nicht! Fünfzig Schritt. Wir gehen hier quer über das Glacis und finden drüben in der ‚Traube‘ (das Haus mit dem Spitzgiebel zwischen den Bäumen!), wo ein pompöser Gartensaal sich vortrefflich für unsere Zwecke eignet, schon die ganze Gesellschaft beisammen! Es sind übrigens noch ein paar Kameraden aus Neustadt und Rothenburg gekommen, alte Freunde von Werdenberg und sehr angenehme Herren! Sind voll Freude über seinen Success.“

„Vortrefflich! Wird ein allerliebster Abend werden!“
 „Hoffentlich! Und das nächste Fest derart oder vielmehr die Veranlassung dazu werden nun Sie uns, dank ich, geben. Wie, Herzfelden?“

„Nicht daran zu denken! Sind gar zu viel Würdigere da, als daß an mich die Reihe kommen sollte.“

„Nun, was das anbelangt, — ich meine doch gehört zu haben, daß Sie beim Chef wol angeschrieben stehen, und daß namentlich Ihre kleinen kriegsgeschichtlichen Aufsätze im ‚Kamerad‘ das Auge auf Sie gelenkt haben. Ueberdies sind Sie seiner Zeit zu den Triangulations-Arbeiten zugezogen, und das läßt doch auch tief blicken.“

„Nicht im Geringsten! Es war lediglich Stellvertretung für einen erkrankten Kameraden, die auch jeden andern von uns hätte treffen können; und was meine ‚kleinen Beiträge‘ im ‚Kamerad‘ anbelangt, so sind diese in der That so klein

und unbedeutend, daß sich auf sie wahrhaftig keine Hoffnungen basiren lassen! Kommt's aber einmal wieder zu einer Campagne, da wird sich für einen ehrlichen Kerl, der das Herz an der rechten Stelle trägt, schon Gelegenheit ergeben, das Auge der Vorgesetzten wirklich auf sich zu ziehen, und dann, liebster Hardt, wird's auch an der Festbowlle nicht fehlen! — Doch sieh da! Ist das nicht Werdenberg dort unter dem Laubengang? Wahrhaftig! Der gute Kerl! Wie pompös ihm Cure Reiter-Uniform mit dem Schleppläppel steht! — Guten Abend, liebster Freund! Meine Glückwünsche zu Deinem Erfolge waren so massiv-gewichtig, daß keine Post sie annehmen wollte, und so mußte ich sie nun selbst überbringen. Habe mich fürchtbar gefreut, mein Alter; auf Ehre, ganz gigantisch!“

Beide schüttelten sich, während sie einander liebevoll in's Auge blickten, die Hand so gewaltig, daß Lieutenant von Hardt seiner Besorgniß Ausdruck gab, sie möchten einander eine Luxation des Schlüsselbeins zufügen, und um „Beendigung des Verfahrens“ bat. „Die Kameraden stehen sowieso schon seit einer halben Stunde Todesangst aus, die Erdbeerbowlle möchte warm werden. Also hinein — hinein!“

Man trat unter dem Laubdach hin in die Vorhalle ein, und hier erblickten die Ankommenen durch die geöffneten Flügelthüren des Gartensaals die versammelten Offiziere. Herzliche Begrüßungsworte flogen bei ihrem Eintritt herüber und hinüber. Bald hatte sich Herzfelden einem halben Duzend höherer Offiziere vorgestellt, mit zwanzig bis dreißig Kameraden theils „Erkennungsscenen“ absolvirt, theils Bekanntschaften gemacht, und saß nun, Werdenberg gegenüber, an der langen Tafel, deren Mitte die riesige laubumkränzte Erdbeerbowlle zierte, bedient von einem ältlichen, ernsthaft blickenden Premierlieutenant, der in ihrer Behandlung eine wolthuende und offenbar auf reicher Erfahrung beruhende Sicherheit entwickelte.

„Sie kommen direct aus der Hauptstadt, Herr Kamerad?“ redete nach den ersten tiefen Zügen aus dem gefüllten



Angehende Virtuosa. Von Albin von Stein.

Glase ein martialisch aussehender Rittmeister über den Tisch hin Herzfelden an.

„Ja wol, Herr Rittmeister! Fuhr direct von der Parade nach dem Bahnhof.“

„Da! hübsche Fahrt gehabt hierher? Gute Reisegesellschaft? Verdammt langweilig — sonst. Sehr triste Gegend!“

„Habe wenig davon bemerkt, Herr Rittmeister. Ueber interessante Unterhaltung vergißt man dergleichen ja leicht!“

„Da, sehr wahr! Angenehme Gesellschaft also? Liebenswürdige Damen vielleicht? Manche Menschen haben darin ein monströses Glück; erleben auf einer Fahrt von zwei Kilometern die reizendsten Abenteuer.“

Herzfelden lachte, konnte aber nicht verhindern, daß eine leichte Röthe das hübsche Antlitz überzog. „Dazu gehört allerdings ein ganz besonderes Glück. Was mich anbelangt, so traf ich ganz zufällig auf meinen kleinen Bankier aus der Residenz und hatte während der Fahrt Gelegenheit, allerlei Geschäftliches zu absolviren. Darüber verging denn die Zeit verhältnißmäßig rasch.“

Der martialische Rittmeister riß die Augen auf und starrte sein Gegenüber einen Moment wie ungläubig an. „Ihren Bankier?! In der That! Nun da gratulir' ich! War nie in der Lage, einen Bankier zu beschäftigen. Muß aber interessant sein! Deponiren vielleicht Ihre Ersparnisse bei ihm — wie?“

„Allerdings!“

„Nun, bei allen Heiligen! Dann sind Sie der exemplarischste junge Mann, der je Sr. Majestät Rock trug! Haben Sie gehört, Werdenberg, Falkenstein, Perglas? O! es ist noch Tugend in der Welt! Ein junger Secondelieutenant, der sich für seine Ersparnisse einen Bankier hält und eine Eisenbahnfahrt zu geschäftlichen Abmachungen benutzt! Bei Allen, was wunderbar ist — solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!“

Die angerufenen Umstehenden gaben lachend ihre Zustimmung, und der letztgenannte, ein junger Cavalierist mit fröhlich blickenden Augen, schickte sich eben an, mit einer komisch ehrerbietigen Neigung seines hübschen Krauskopfes gegen Herzfelden, demselben eine kleine Rede zu halten, als von Seiten des Präsidiums das Zeichen erscholl, daß der Toast auf den königlichen Kriegsherrn ausgebracht werden solle, — eine Unterbrechung, die im Verein mit darauffolgendem, auf das kleine Fest speciell bezüglichen Ansprachen und Erwiederungen, die Wirkung hatte, daß man von Herzfelden abließ und sich allgemeineren Interessen zuwandte. Die heiterste Stimmung kreiste allgemach um die Tafel, machte sich von Zeit zu Zeit in humoristischen Ausbrüchen Luft und steigerte sich unter der Einwirkung des guten Getränkes (welches trotz des riesenhaften Volumens der Bowle in wahrhaft wunderbarer Schnelligkeit abnahm, völlig versiegt und dann plötzlich wieder in neuer Fülle erschien) zu lautester Lustigkeit. Als zum dritten Male das gigantische Gefäß mit neuer Füllung erschien (escortirt von zwei aufgeregt blickenden Fahnenjunkern mit gezogenem Seitengewehr), stand Werdenberg, dessen männliches Antlitz sich unter der Wirkung des Weines nur wenig geröthet hatte, von seinem Platze auf und gab dem Freunde einen verstoßenen Wink. Herzfelden erhob sich gleichfalls und folgte ihm in den Garten.

„Es wird schon zu laut drinnen, um ein vertraulich Wort reden zu können,“ sprach er, seinen Arm in den des Freundes schlingend und mit ihm den Buchengang hinabschreitend, „und doch drängt es mich, noch dies und jenes mit Dir zu besprechen. Meine Einberufung zum Großen Generalstab und ein besonderer Auftrag des Feldmarschalls ruft in meinen Verhältnissen eine bedeutende Veränderung hervor. Ich werde den Rest dieses Jahres, vielleicht auch noch einen Theil des folgenden, außer Landes beschäftigt sein und muß mich in meinen hiesigen Beziehungen und Verbindungen arrangiren. Hierbei rechne ich auf Dich, Liebster!“

„Du darfst es durchaus! Was kann ich für Dich thun?“

„Meine Haupt Sorge ist der Fortführung des Kamerad' zugewendet. Ich muß die Redaction natürlich aufgeben und für einen Ersatzmann sorgen. Forstner & Mayer haben mich förmlich beschworen darum und mir, was die Personalfrage anlangt, völlig freie Hand gelassen. Um es kurz zu machen: ich habe Dich zu meinem Remplaçant erkoren und biete Dir diese sehr interessante und auch materiell ganz erfreuliche Stellung hiermit an. Hast Du mich lieb, so sagst Du mir nicht nein!“

„Aber Du überumpelst mich förmlich, mein Alter! Wahrhaftig — die Sache ist zu bedeutend, um sie so mit ja und nein kurzer Hand abzumachen. Die volle Wahrheit zu sagen, so traue ich mir gar nicht recht die Fähigkeit zu, ein solches Blatt zu leiten. Schon im rein Geschäftlichen ist mir Manches unklar — überhaupt — mir mangelt eine eigentliche redactionelle Schulung.“

„Hierauf habe ich schon seit längerer Zeit meine Aufmerksamkeit gerichtet, und, meinem etwaigen Nachfolger zu

Gute, ein ausführliches Memoire ausgearbeitet, das ihm einen vollen Einblick in den Geschäftskreis der Redaction gewährt und alle Mittel, den Pflichten derselben gerecht zu werden, an die Hand gibt. Du wirst Dich daraus ohne alle Schwierigkeit vollends informiren können.“

„Alles ganz gut und schön. Ich würde es ja auch an Fleiß und Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen. Aber, liebster Freund, immer muß ich sagen: Du hättest würdigere Nachfolger finden können!“

„Laß mich ganz offen sein. Ich hatte außer Dir noch zwei andere Kameraden, Pleßen und Haller, ins Auge gefaßt, von denen ersterer Dich in Schärfe und Klarheit der Darstellung vielleicht übertrifft, letzterer aber Dir mindestens gleich kommt. Ihr Plus auf der einen Seite aber wurde durch ein Minus auf der anderen aufgehoben. Pleßen ist träge und schreibt nur, wenn er Lust hat; das ist aber für einen Redacteur eine böse Schwäche; Haller schreibt leicht und gern, hat auch hübsche Kenntnisse und ist ein gewandter Mensch; aber ihm haftet eine unüberwindliche Leichtlebigkeit an, die nur zu oft bis zum Leichtsinne geht. Die Stellung am Kamerad' erfordert aber einen geistigen, besonnenen Mann, einen Offizier in geordneten Verhältnissen, arbeitsfähig und arbeitsfreudig, der überdies sich schon in passenden Artikeln mit Erfolg versucht hat, und so habe ich mich, wie ich Dich kenne, auch nur für Dich entscheiden können, zumal (lache mich nicht aus! aber der Umstand gab in der That den Ausschlag) zumal seit ich hörte, daß Deine Solidität sich bis zu Spardepositen beim Bankier gesteigert!“

Ueber Herzfelden's hübsches Antlitz lief eine glühende Röthe. „Ich bitte Dich, nicht etwa zum Nachtheil anderer ein allzugroßes Gewicht auf diesen Umstand zu legen. Schwache Anfänge — nichts weiter —, und wenn Du wüßtest, auf welche Weise ich zuerst darauf geführt wurde — —“

„Brauche ich gar nicht! Kenne Dich im Uebrigen durch und durch! Du bist ganz mein Mann — ganz und gar, und so sage mir — bitte — kein Wort mehr dawider! Ich führe Dich übermorgen selbst bei den Verlegern ein und installire Dich in aller Form. Und bin ich nächstes Jahr von meiner Dienstreise heimgekehrt und finde Dich unzufrieden mit dem Dir aufgezwungenen Amte — nun, in Gottesnamen dann, so mag Dich ein anderer ablösen. Mittlerweile haben sich vielleicht neue Talente entwickelt, und wir haben die Auswahl — —“

Die Freunde kamen für jetzt nicht weiter in ihrem Gespräch; denn in diesem Augenblick erklang von der Thür des Gartensaals her ein Trompeten-Signal, und die aufhorchenden beiden jungen Offiziere vernahmen zu ihrem heiteren Erstaunen das Kommando: „Das Ganze sammeln!“

„Das ist wieder so ein toller Einfall vom Major Steffens,“ sprach Werdenberg lachend; „ich wette, er hat den Signalisten eigens holen lassen, um die im Garten versprengten Bechgenossen par ordre wieder um sich zu sammeln! Komm, komm! Wir wollen sein Vergnügen nicht stören.“

So kehrten sie in den Festsaal zurück, von dem humoristischen Major, der mit stark gerötheten Augen von seinem unverrückbaren Sitz an der Tafel aus die Rückfluth der Zecher beobachtete, mit einem Kopfnicken der Befriedigung begrüßt, und bald nahm das Gelage von Neuem seinen Anfang.

In der dämmernden Frühe des nächsten Morgens gelang es Herzfelden, sich unvermerkt davon zu machen und den ersten Zug, der nach der Hauptstadt abging, rechtzeitig zu erreichen. Schlafend trug ihn derselbe durch Feld und Wald dahin — seinem Ziele entgegen.

Viertes Kapitel.

Wenige Tage später kehrte auch Käthchen Mellish von ihrer diplomatischen Mission zurück, sehr erfrischt durch ihre in Hainburg entwickelte Thätigkeit, und stattete dem Vater, der seit dem von ihr erhaltenen Telegramm, betreffend das vergessene Geldtäschchen, ihren Schritten mit einigem Mißtrauen gefolgt war, in der Haltung eines vertrauten Kabinetts-Secretairs ihren Bericht ab. Sie selbst war mit den Resultaten ihrer Reise zufrieden und deducirte dem Vater mit überzeugendem Eifer, daß er es ebenfalls sein müsse. Auch war er es in der That! Das neue von ihm geforderte Geldopfer war durch Käthchen's rückhaltlose Offenheit und zornigen kleinen Eifer auf eine mäßige Summe beschränkt, und den phantastischen Sportgelüsten des Schwagers, seinen unbefonnenen Plänen auf Anlegung eines Racegepültes und dergleichen im schwiegerväterlichen Veto eine unübersteigbare Schranke gesetzt; ja Käthchen hatte sogar in geheimer Zwiesprache mit der Schwester deren Zärtlichkeitschwäche für den verschwenderischen Gatten mit Erfolg bekämpft und Lucien zur Bundesgenossin für ihre Vorhaltungen und Ermahnungen gewonnen. Dem durch ihre vereinten Bestrebungen etwas decontenancirten und durch die auferlegte Sparsamkeit in seiner Liebe zum Landleben stark erschütterten Schwager hatte sie dann in sehr geschickter Weise den mit dem Vater verabredeten Plan von

ferne leuchten lassen und die Freude gehabt, daß er — nach den ersten zögernden Bedenken — sich demselben mit großem Eifer zugewendet. Die durch mehrere Tage fortgesetzte Besprechung und Erwägung der Sache (auf die der Schwager zu Käthchen's Freude mit wachsendem Ernst und recht sachverständig sich einließ), hatte endlich zu dem Resultat geführt, daß das Ehepaar sich bereit erklärte, zum Herbst das Gut aufzugeben und nach der Residenz überzusiedeln, theils um die zur Leitung der Angelegenheit erforderlichen Fäden selbst anzuspinnen, theils um für den Mann Muße und Hilfsmittel zu ernstem Studium für seinen künftigen Beruf zu gewinnen.

„Und so,“ schloß Käthchen ihren Bericht, „werden wir sie in wenigen Wochen hier haben und die Freude genießen, Ottomar wieder einmal mit früherer Energie einem bestimmten Ziele zustreben zu sehen. Er war am letzten Tage meines Aufenthaltes in Hainburg wirklich Feuer und Flamme für den neuen Lebensplan und hatte eine Menge Gedanken und Ideen, wie derselbe am Besten ins Werk zu setzen sei.“

„Sehr gut,“ sprach der Bankier mit einem billigenden Kopfnicken. „So werden wir zunächst auf eine paßliche Wohnung für sie Bedacht nehmen müssen; denn hier“ — er blickte im Zimmer umher — „dürfte für zwei Familien doch kaum genügend Platz sein.“

„Nein — nein! Auch darum brauchst Du nicht zu sorgen. Ottomar erklärte, wie wir diesen Punkt besprachen, sofort, daß er es billig finde, auch seinen Vater für den neuen Lebensplan und die dazu erforderlichen Mittel in Anspruch zu nehmen, und wird von demselben die sowieso unbenutzte Beletage seines großen Hauses für die Zeit seines Aufenthaltes in der Residenz beanspruchen. Du siehst, wir haben auch alle Nebenumstände schon in Betracht gezogen, Papa dear, und ich hoffe, Du wirst mich im Ganzen ein wenig loben und zugestehen, daß ich meiner agency keine Unehre gemacht!“

Der Bankier lächelte. „Durchaus — durchaus, Ratty! Alles ist wol und ganz nach Wunsch geordnet. Deine Betriebsamkeit und Umsicht sind alles Lobes werth, in good earnest! Uebrigens,“ setzte er ehrbar und mit geschäftsmäßigem Wesen hinzu, „war ich Deiner und Deines Erfolges so sicher, daß ich bereits Deine commission fees bereit gelegt habe. Willst Du so gut sein und mir das Kästchen da herüberreichen?“

Eine kleine Ebenholzcassette wurde geöffnet, und ihr entnahm Mr. Mellish ein zierliches Saffianetui, um es mit freundlichem Kopfnicken in Käthchen's sich sträubende Hände zu legen. „Es ist der kleine Türkisenschmuck, den Du Dir einmal gewünscht hast, mein gutes Kind. Nimm ihn nur, Du hast ihn redlich verdient, und es macht mir herzliche Freude, ihn Dir zu geben.“

„O, Pa! Er ist viel zu schön und kostbar für mich, indeed! Und — ha! — obendrein in eine Banknote gewickelt — nein, das geht wirklich nicht — ich müßte mich schämen. Es wäre eine Blünderung Deiner Gutherzigkeit.“

„Laß gut sein, Närchen, und verdirb mir die Freude nicht, Dir einen berechtigten Wunsch zu erfüllen. Die hübschen Steine werden zu Deinem Blondkopf gut stehen, und damit auch ein passendes Kleid da sei, fügte ich das Papier bei. Du hast mir einen großen Dienst geleistet: der Lohn ist wolverdient.“

Käthchen unterdrückte jede weitere Widerrede, wie etwa die, daß sich für die Banknote leicht ein halbes Duzend schöner Kleider würde kaufen lassen, küßte des Vaters gütige Hand und zog sich dann, da sie an seinem zerstreuten Blick abnahm, seine Gedanken seien schon wieder anderwärts beschäftigt, still zurück.

Auf ihrem Zimmer angekommen, unterzog sie — mit einem Lächeln innigen Behagens um die feingeschweiften Lippen — die einzelnen Schmuckstücke einer liebevollen Besichtigung, legte dies und jenes für einen Augenblick an, hielt sie auf verschiedene Stoffe, die Farbenwirkung prüfend, und versank endlich, das schöne Halsband in der Hand hin und her wendend, in Gedanken. Nicht unerfreuliche, wie es schien. Denn ein liebliches Lächeln huschte dann und wann um den rosigen Mund, und reizvolle Klarheit lag auf der leicht gewölbten zartblaffen Stirn.

Doch auch der lichtvolle Frühlingshimmel ist auf die Dauer nicht wolkenlos und seine lachende Bläue nicht ohne gelegentliche Trübung. So zog auch inmitten der holden Gedanken, denen sich Käthchen's unschuldige Seele eine Weile hingeeben hatte, plötzlich ein trübes Etwas heran, dämpfte den Glanz ihres kindlichen Blauauges und blieb in den feinen, zartgeschwungenen Brauen einen Augenblick hängen. Still legte sie die schönen Schmuckstücke beiseite, zog ein Geldtäschchen hervor und nahm ein Päckchen heraus, als dessen Inhalt sich, nach Beseitigung des Papiers, eine Anzahl Goldstücke herausstellte.

Sinnenden Auges betrachtete Käthchen die kleine angenehme blühende Schaar eine Zeit lang. Dann zog sie einen zierlichen Bleistift aus dem Portefeuille, beschrieb ein Blättchen Papier mit allerlei Zahlen und geheimnißvollen

Charakteren und stieß endlich, den hübschen Blondkopf in die Hand gestützt, einen tiefen Seufzer aus.

Wagengerassel störte sie aus ihren calculatorischen Sorgen auf; sie warf einen Blick durch das Fenster und sah ihren Vater, wie gewöhnlich zu dieser Stunde, in sein Coupé steigen, um in den Englischen Club zu fahren. Dies gab ihren Gedanken eine neue Wendung. Sie schloß den kleinen Schreibtisch von Rosenholz, der unter dem Bilde ihrer verstorbenen Mutter die eine Zimmerwand zierte, auf und entnahm einem Geheimschloß mehrere Papiere zierlicher Art. Zu diesen fügte sie die vom Vater heute erst empfangene Banknote, schob die auf dem Tische liegenden Goldstücke in ihre hohle Hand zusammen und schlüpfte zum Zimmer hinaus. Unten trat sie in das Arbeitszimmer des Vaters und durch dieses in ein kleines Comptoir, wo Mr. Mellish, kurz bevor er seinen Club aufsuchte, von dem ersten Buchhalter Mr. Bolton, der zu diesem Behuf das Kassengewölbe am Börsenplatz eine Stunde früher als das übrige Personal verließ, kurzen Bericht über den Verlauf des Tagesgeschäftes entgegen zu nehmen pflegte.

„Sind Sie noch da, Mr. Bolton?“ fragte sie freundlichen Tones und bog suchend ihr Köpfchen um die Ecke eines Documentenschranks.

„Freilich, Miß Mellish,“ antwortete die sanfte Stimme eines alten grauhaarigen Mannes; „was steht zu Ihrem Befehl?“ Und dabei trat er von seinem Pult abseits in den rothen Glanz der Abendsonne, der seinem gutherzigen tiefgefurchten Antlitz einen fast jugendlichen Schimmer verlieh.

Räthchen nickte ihm zu und reichte in traulicher Weise ihre eine Hand über die Barre hinüber, die der würdige alte Buchhalter mit der Zärtlichkeit eines Vaters erfaßte und leise drückte. „Was kann ich für Sie thun, theuerste Miß?“

Räthchen hatte sich an die Barre gelehnt, musterte mit einem allerliebsten geschäftsmäßigen Air die Papiere in ihrer Hand und steckte den Bleistift hinter das kleine rosige Ohr, dicht unter einem reizenden blonden Zottelbüschel. „Die Sache ist die, Papa Bolton, ich habe wieder ein wenig Geld, das ich gut anlegen möchte. Sehen Sie hier!“ und sie breitete mehrere Banknoten und Coupons, zusammen den Goldstücken vor sich aus. „Es ist nicht eben viel — und nicht einmal Alles mein eigen; doch soll's nicht zinslos daliegen, und ich bitte Sie, die kleine Summe günstig zu placiren. Wollen Sie?“

„Natürlich will ich, allerliebste Fräulein, und auf's Beste Ihr Interesse wahrnehmen! Verlassen Sie sich auf den alten Bolton. Sie wissen ja, Ihr kleines Eigenthum hat sich bisher unter meinen Händen nicht vermindert. Morgen, gleich nach Börsenschluß, sende ich Ihnen die Werthe für dieses da in Ihr Zimmer hinauf.“

„Gut; doch habe ich noch Eines zu bemerken: kaufen Sie immerhin für das Ganze Papiere; aber über den Betrag des Goldes hier bitte ich Sie ein Separatconto zu führen. Es ist nicht mein Eigenthum; führen Sie den Eigentümer unter ‚v. H.‘ auf und berechnen Sie den Ertrag der Speculation pro rata dieses Titels besonders. Etwaige Verluste kommen allein auf mein Conto! Verstanden und einverstanden, Papa Bolton?“

„Sicherlich, Miß. Es soll Alles nach Ihrem Willen geordnet werden.“

„Und die Angelegenheit bleibt unter uns beiden?“

„Aber, theure Miß, bedarf das einer Mahnung? Das Vertrauen eines Mandanten liegt für einen redlichen Bankier unter heiligem Geheimniß. Selbst Herr Mellish, mein hochverehrter Chef, wäre außer Stande, mich dieser Pflicht abwendig zu machen, vorausgesetzt der undenkbar Fall, daß er dies je wünschen sollte.“

„Recht! In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.“

„Das thut sie und das muß sie; sonst wär's mit dieser schwachen Welt bald am Ende!“

Räthchen nickte ernsthaft, glitt dann dem treuen Alten (zu dessen unbeschreiblicher Genugthuung) mit der zierlichen kleinen Hand einmal lieblosend über die runzliche Wange und zog die Bleifeder hinter dem Ohr hervor. „Auf morgen also, Papa Bolton, und besten Dank im voraus. Good bye!“

„Good bye, dearest miss! Good bye!“

Langsam, wie in Gedanken versunken, kehrte Räthchen in ihr Zimmer zurück, drückte sich in die Sophaede (wobei sie ein Paar zierlicher Füßchen in allerliebsten Halbstiefeln unbedenklich mit hinaufzog) und sah hier geraume Zeit, sinnend und grübelnd, selbst ohne der Anrufe ihres Lieblings, eines großen schönbefiederten Papageis, zu achten, der, über ihre lange Abwesenheit schon mißvergünstigt, es vollends unverzeihlich zu finden schien, daß sie, zurückgekehrt, ihn zu übersehen fortjähre. Erst als er nach einer Pause grollenden Schweigens mit starker Stimme ihr plötzlich ein barsches: How do you do, miss Katty? zuschrie, raffte sie sich aus ihren Träumereien auf und eilte, ihr Versäumniß gut zu machen. „Pretty well, master Jacky, pretty well! Thank you!“ rief sie ihm zärtlich losend zu und streichelte ihm den schönen grün glänzenden Kopf. Und als

sich der nur Halbverföhnte zu einem grämlichen „God be praised!“ herbeiließ, lachte sie in wieder gewonnener Heiterkeit fröhlich auf, trieb allerlei drollige Späße mit dem gravitätischen Thier und lehnte endlich, da Mr. Jacky's Stimmung sich unter diesen langentbehrten Vertraulichkeiten mehr und mehr aufheiterte, ihre erglühende Wange an den glatten Flügel des gefiederten Lieblings und flüsterte ihm vertraulich zu: „Sag' einmal: Herr Lieutenant!“

Der drollige Vogel bog seinen Kopf von Räthchen's Stirn zurück, hing ihn etwas herab und blickte seine junge Herrin, wie über eine ungehörige Zumuthung bekümmert, vorwurfsvoll von der Seite an, gab aber keinen Laut von sich.

„Thu's doch, Jacky, mein Lieblich,“ schmeichelte Räthchen lachend und schüttelte den auf ihrer Hand Sitzenden ein wenig, sag' nur einmal ‚Herr Lieutenant!‘ — Now! Can't you speak, stubborn fellow!“

War es der an seiner Sprechfähigkeit geäußerte Zweifel oder das angehängte Scheltwort oder endlich die ihm unziemlich bedrückende Zumuthung, ein Mitglied des stehenden Heeres in ihren vertraulichen Verkehr einzumischen — so viel ist sicher, daß Mr. Jacky sich ernstlich verlezt fühlte und in dieser Stimmung, von einer ihm oft zugerufenen Mahnung vice versa Gebrauch machend, seiner jungen Herrin groben Tones zuschrie: „Fye upon you! Can't you hold your tongue?“

„O Du Bösewicht! Abscheulicher Bösewicht!“ rief Räthchen halb lachend, halb erzürnt und warf Mr. Jacky rückwärts von ihrem Finger, daß er freischend auf sein Kreuzholz zurückflatterte. „So sitz' Du nun und langweile Dich weiter! Ich will nichts mehr mit Dir zu thun haben!“

Und damit eilte sie zum Zimmer hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Guten Appetit!

(S. d. Illustration.)

Mein Kindlein ist ein Süppchen,
Das Süppchen schmeckt so fein.
Es hält dabei sein Süppchen
Verkehrt an einem Bein.

Mein Kindlein ist mit Mufe,
Hat Zeit genug dazu.
Doch seht, an einem Fuße,
Da fehlt ihm ja der Schuh.

Den hat wol auf dem Rasen
Verloren es beim Spiel! —
Jetzt will ich einmal blasen,
Dann wird das Süppchen kühl.

Mein Kindlein ist ein gutes,
So Eines gibt's nicht mehr.
Wie ist es frohen Muthes
Bei mir sein Köpfchen leer!

Nun sei geduldig, Kindchen!
Dir ist's ja gern gegönnt.
Ich bent' nur an das Mündchen,
Daß es sich nicht verbrennt.

Sonst würd' mein Kind erschrecken
Und kläglich würd' es schrei'n.
Doch soll es ihm ja schmecken
Und soll ihm wol gedeih'n.

Worauf wol könnt' ich sinnen
Bei Tage wie bei Nacht,
Was könnt' ich wol beginnen,
Als was ihm Freude macht!

Und das ist meine Freude,
Daß frisch es ist und rund.
Erhalte, Gott, uns beide
So fröhlich, so gesund!

3. Trojan.

Savoyardenliebe.

Novelle von Paul Altwater.

(Schluß.)

Die Fürstin blickte traurig um sich. „Niemand, Niemand, o wie schrecklich!“ flüsterte sie todesbleich. Da erblickte sie plötzlich einen jungen Orangenverkäufer knieend zu ihren Füßen; es war derselbe, welcher der armen Wittve geholfen hatte, auszuräumen.

„O gnädigste Princesse!“ rief er flehend, „ich weiß Jemand, der das Kind retten könnte, der Einzige in ganz Venedig, aber er sitzt im Gefängniß — der arme Giacomo, der Savoyarde, welcher den Federico Baudrien ermordet haben soll. Aber es ist nicht wahr, bei Gott im Himmel, er ist unschuldig! Lassen Sie ihn frei, um das Kind zu retten; er wird es thun, und ich will dafür einstehen, daß er in's Gefängniß zurückkehrt. Nur eine einzige Gnade muß er sich ausbitten dürfen: acht Tage der Freiheit, um seine Unschuld an diesem abscheulichen Mord beweisen zu können. Ich weiß, er kann es jetzt, und er wird es. Ich erbiete mich, statt seiner so lange im Gefängniß zu bleiben, bis er zurückkehrt.“

„Er wird das Kind retten, sagst Du? Kannst Du dafür einstehen, ragazzo?“ fragte die Dame.

„Er wird das Kind retten oder bei dem Versuche sterben, Gnädigste! Und ich mit ihm!“ versetzte der Orangenverkäufer laut und fest, die letzten Worte „ich mit ihm“ aber in stiller Ergebung.

Die Fürstin fixirte den Knaben scharf, dann, als ob die Prüfung sie befriedigt, sagte sie mit Herzensgüte und Theilnahme im Tone: „Gut, ich will versuchen, den Savoyarden zu befreien.“

Hierauf wandte sie sich mit ihrer Bitte an den alten Erzherzog, und dieser, viel zu gut und zu galant, einer solchen widerstehen zu können, gab seinem Adjutanten den Befehl, die Freilassung des Savoyarden zu bewirken und ihn eiligst zur Stelle zu bringen.

Das Gefängniß lag glücklicherweise nicht weit von der Brandstätte entfernt; es galt ein Menschenleben zu retten. In fünfzehn Minuten war Giacomo zur Stelle, und neben ihm stand der junge Orangenverkäufer, erregt in ihn hinein-sprechend.

„Willst Du versuchen, das Kind da oben zu retten, Bursche?“ fragte ihn der Erzherzog.

Giacomo ging einige Fuß seitwärts, dann der Brandstätte näher, prüfte und maß mit seinen Blicken das Mauerwerk und entgegnete endlich laut, aber doch mit merklichem Zittern der Stimme: „Ja Herr, ich will mein Leben daran wagen, falls Sie mir die Gnade gewähren wollen, welche hier meine — der Knabe da wollt' ich sagen, erbeten hat.“ Die kluge Princesse von Thurn und Taxis lächelte, sie wußte, daß sie sich nicht geirrt hatte und von dieser Minute an schenkte sie dem kleinen Orangenverkäufer doppeltes Interesse.

„Die Gnade sei Dir gewährt, Bursche, aber beeile Dich, sonst ist's zu spät!“ versetzte der Erzherzog nach kurzem Besinnen, das der großen Verantwortlichkeit galt, die er immerhin übernahm.

Giacomo rief die Nächststehenden an, bat den Feuerwehrcommandanten um ein starkes und um ein leichtes Seil, und Alle waren bereitwillig, sein Verlangen zu erfüllen. Giacomo trug noch seine schwarzen Kaminsfederhosen unter der Sträflingsjacke; letztere warf er ab, und es dauerte kaum fünf Minuten, da stand er zum Aufsteigen bereit, ein leichtes Seil um die Hüften gelegt, barfuß und barhäuptig. Bei allen seinen Vorbereitungen wich ihm der kleine Orangenverkäufer nicht von der Seite und schien ihm ermutigend, tröstend zuzusprechen. Jetzt noch ein Händedruck zwischen ihm und Giacomo, ein kurzes Händefalten beider, ein Aufschlag ihrer Augen gen Himmel, ein letztes Bekreuzigen, und ein gellender Aufschrei der Menschenmassen folgte dem Kühnen, der in die Flammengluth zu springen schien. Es schien nur so; im nächsten Augenblick hatte der gewandte Schornsteinfeger, jedes Loch, jedes vorspringende Steinchen in der Mauer geschickt benutzend, eine Höhe von zwanzig Fuß erreicht, welche ihn wenigstens der unmittelbaren Nähe des Feuers entzog.

Hier auf einem zwar nur sehr schmalen, aber ziemlich weit vorspringenden Steine machte er einige Augenblicke Halt, offenbar um seine Kräfte so recht für das schwierige Werk zu sammeln. Kalten Blickes überflog er die Menschenmassen, als er aber dem kleinen Orangenverkäufer Aug' in's Auge sah, da glitt die Hand nach seinem Herzen und er lächelte ihm muthig zu. Die Fürstin gewahrte diesen heimlichen Gruß mit sichtlichem Interesse und als sie sah, daß die Feuerwehr den kleinen Burschen vom Plaze drängen wollte, rief sie lebhaft: „Lassen Sie den Knaben unbehelligt!“ Dieser warf der Comtesse einen so innigen Dankesblick zu, daß sie ihm unwillkürlich freundlich zunickte.

Und nun waren alle die hier versammelten Menschen Zeuge eines Schauspiels, wie es graufiger, spannender nicht zu erdenken ist. Jener vorspringende Stein, auf welchem Giacomo sich ausgeruht, war einer der Fundamentsteine des erst hier begonnenen Schornsteines, der, dicht an die Brandmauer des Nachbarhauses gebaut, in einer etwas schrägen Richtung bis über dieses hinaus in die Höhe gemauert war. Auf diese schräge Richtung des Schornsteins und die etwas locker gebaute Brandmauer setzte Giacomo seine ganze Hoffnung, die Jedem überaus thöricht erschienen wäre, nur dem gewandten Schornsteinfeger nicht.

Giacomo drückte mit aller Gewalt seinen geschmeidigen Oberkörper fest gegen den Schornstein, da, wo dieser sich an die Brandmauer ansetzte und eine kleine Rinne bildete. Dadurch erhielt der Oberkörper eine sichere Anlehnung, und der schräge Bau des Schornsteins verhinderte ein Ueberstürzen nach vorn. Aber wie nun in die Höhe kommen? Da mußte jeder Fuß, jeder Zoll der Mauer in fürchterlicher Anstrengung erklimmen werden. Bald waren es die Hände, welche einen Stützpunkt suchten und, fanden sie ihn, den Körper wieder um einige Zoll hoben, bald waren es die Füße, die mit den Zehen nach einem vorspringenden Steinchen oder einem Loch in der Mauer tasteten. Und wie leicht konnte solch' ein Steinchen nachgeben, wie leicht solch' ein Loch weiter bröckeln! Hände und Füße des Kletternden bluteten

* Knabe.

bereits und deutlich bemerkte man von unten, wie des muthigen Burschen Augen in fürchterlicher Erregung bei der übermenschlichen Anstrengung rollten. Da, ein durchdringender Schreckensruf — die Fürstin Theresia barg ihr bleiches Antlitz in den Händen. „Er kann nicht weiter,“ hieß es, „er ist erschöpft, poveretto!“

Es war ein Irrthum, er war noch nicht kraftlos, er ruhte sich nur aus zum letzten, verzweifelten Aufstiege. Es war ein gräßlicher Anblick; unten das verheerende Element und fünfzig Fuß höher der muthige Bursche, den der leiseste Fehltritt in das graufige Grab einer brodelnden Gluth stürzen konnte. Kein Mensch ließ einen Ton vernehmen, ja fast schien es, als ob die Zuschauer den Athem anhielten, in der Furcht, dieser könnte den Armen da oben gefährden. Und was mußte er aushalten; nicht einmal freies Athmen war ihm gestattet, denn wenn auch die Zugluft die Flamme nach der anderen Seite jagte, so stieg die furchtbare Hitze doch bis zu ihm herauf.

Jetzt blickte der kühne Kletterer nach der Stelle, wo das Kind saß; man sah deutlich das Weiße seiner Augen bei diesem Aufblick und fürchtete, er überzeuge sich soeben von der Unmöglichkeit, hinauf zu gelangen. Indessen er hatte nur noch einmal die Entfernung gemessen, denn gleich darauf setzte er Hände und Füße zu neuem Aufstiege in die Ritzen der Mauer.

Todtenstille oben und unten, nur das Feuer prasselte hörbar; der Schornsteinfeger kletterte muthig weiter. Noch ein Fuß trennte ihn von der Nische, aber unglücklicherweise war dieser letzte Theil der Mauer von glattem, behauenen Stein, an welchem seine Hände keinerlei Halt zu finden vermochten, und wie sollte er diesen kurzen Raum ohne die Hilfe der Hände überwinden? „Verloren, perduto, o poveretto, perduto!“ murmelte es in der Runde und ein tausendstimmiger Schrei des Schreckens folgte diesem Gemurmel unmittelbar. Der kühne Kletterer hatte soeben mit dem Oberkörper eine Bewegung nach vorn gemacht; die Menschen schlugen die Hände vor's Gesicht, sie mochten den Aermsten nicht in die brodelnde Gluth herabstürzen sehen.

Doch er war noch immer droben und der Nische ganz nahe gerückt. Was Niemand von unten gewahrt, der scharfe, geübte Blick des Kaminfegers hatte es wol bemerkt, daß ein schweres Eisen, das in Form eines lateinischen F vielfach zur Verbindung von Mauern und Balkenwerk verwandt wird, auch hier Mauer und Schornstein verband und daß in Folge von Abbröckelungen gerade da, wo diese im Winkel aneinander stießen, sich ein faustgroßes Loch gebildet hatte, durch welches das Eisen frei hindurchging. Diesen glücklichen Zufall benutzend, hatte Giacomo, seinem elastischen gewandten Körper einen möglichst starken Ausschlag nach oben gebend und die eine Hand hoch reckend, den letzten Zwischenraum überschwungen; seine Hand hielt das Eisen und sein Körper schwebte nun frei in der Luft. Jetzt noch ein Griff mit der anderen Hand in's Loch der Nische, ein kräftiges Aufziehen der muskulösen Arme, ein Nachschieben der Beine, und der Oberkörper legte sich zur Nische hinein — ein kurzes Ausruhen; noch einmal stemmten sich die Arme

* Verloren, o der Aermste, verloren.

kräftvoll auf den Boden der Nische und der muthige Bursche war geborgen und mit ihm das Kind gerettet.

Als ob alle die Zuschauer erst erleichtert aufathmen müßten, herrschte jetzt noch die tiefste Stille. Doch als sie Giacomo in der Nische sitzen sahen, die Beine herabhängend lassend und offenbar dem Kinde zusprechend, da erschallte ein Freudengeschrei, wie es an einer Brandstätte gewiß noch nie gehört worden, und als nun gar Giacomo das Kind zeigte, das ganz beruhigt die Aermchen um seinen Hals schlang, da kamte der Jubel keine Grenzen mehr.

Einer aber lag auf den Knien und schluchzte und betete vor Angst, Freude und Seligkeit, das war der kleine Drangenverkäufer. Auch die Fürstin vermochte ihren Thränen nicht länger zu gebieten. Zwei Schritte vorschreitend, berührte

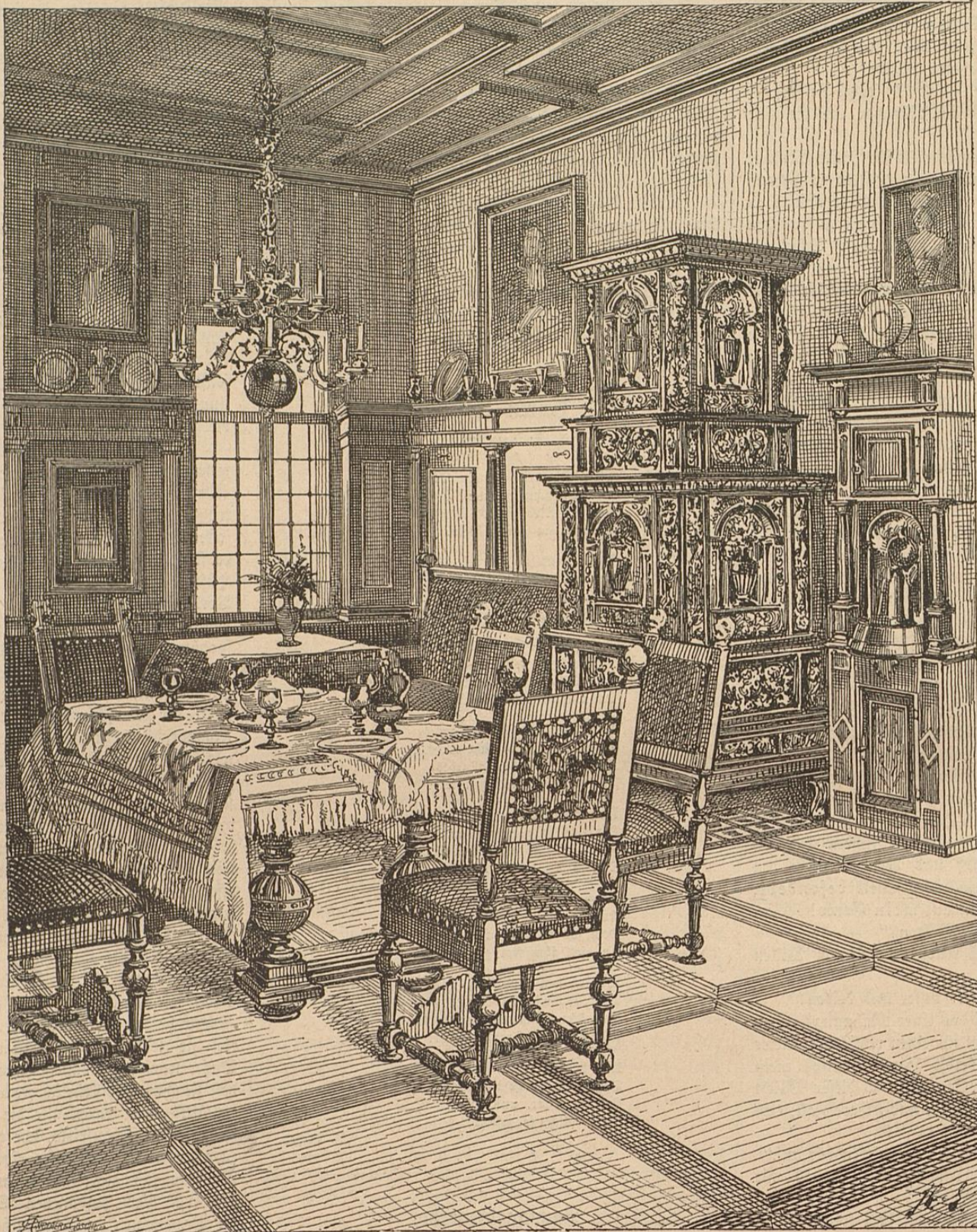
küßte, setzte sich Giacomo erschöpft nieder; der kleine Drangenverkäufer war wieder gleich zur Stelle, des Armen Füße und Hände zu verbinden, welche heftig bluteten. Hunderte streckten dazu dem kleinen Burschen ihre Taschentücher entgegen, die erste unter diesen aber war die Fürstin, welche ihm ihr feines Batisttuch hinreichte. Der kleine Bursche nahm es entzückt, küßte es und steckte es dem armen erschöpften Giacomo wie zum Talisman unter sein Hemd an die nackte Brust, mit den von Anderen gereichten Tüchern aber verband er Giacomo's Wunden. Die Fürstin sah diesem Treiben erstaunt zu, aber sie ließ es lächelnd geschehen. —

In derselben Zeit, da alles dies geschah und die wunderbarste Rettung gelang, die Rettung eines Kindes durch einen Menschen, der, als Mörder verurtheilt, erst hierzu aus dem

Gefängniß geholt werden mußte, schlich ein Mann durch die fast menschenleeren Straßen von S. S. Giovanni e Paolo und verschwand geräuschlos in dem in Dunkelheit gehüllten Baudrien'schen Hause. Als er es nach einer halben Stunde wieder verließ, murmelte er, die Hausthüre leise hinter sich schließend: „Morgen, ja morgen das letzte Mal, und dann adieu, verfluchtes Venedig mit deinen noch verfluchteren Drangen-, Melonen- und Karamellenburschen, die Einem Tag und Nacht keine Ruhe gönnen mit ihrem elenden Geschrei! ja morgen das Letzte, und dann fort, weit fort, meinewegen bis an's Ende der Welt!“

Was mochte die Welt diesem finsternen Manne angethan haben, daß er sie so bitter haßte, daß er ihr Ende zu erreichen wünschte, um ihre schönste Mitte, „Venedig, die Lagunenkönigin,“ nicht mehr sehen zu müssen?

Nach kurzer Wanderung trat er in ein hellbeleuchtetes Gebäude auf der Riva dei Schiavoni ein; es war eines der ersten Hotels in Venedig. Gegen die sonstige peinliche Ordnung, die dort waltete, standen heut Köche und Küchenjungen, Portier und Kellner, Dolmetscher und Führer, Stuben- und Küchenmädchen lunterbunt durcheinander gemischt im Portal, lebhaft gesticulirend und von bald erstaunten, bald mitleidigen oder freudigen Ausrufen unterbrochen, die Rettung des Kindes der Wittve durch Giacomo den Kaminfeger erzählen. „Was nun?“ fragte



Bürgerliches Speisezimmer. (Spät-Renaissance.)

sie des kleinen Drangenverkäufers Schulter und flüsterte ihm etwas in's Ohr.

Erst bestürzt, dann beruhigt und offenbar entzückt, ergriff dieser den Saum ihres Kleides und die Princesse hatte alle Mühe, den kleinen Burschen in seinen Dankesbezeugungen zu beruhigen.

Das Rettungswerk war nur noch eine Frage der Zeit. Giacomo ließ sein leichtes Seil herab, an welchem er ein bedeutend dickeres hinaufzog, stark genug, ihn und das Kind zu tragen; er befestigte dieses an jenem eisernen F, hieß die Feuerwehr es schräg anziehen, so daß es den Flammen nicht zu nahe kam und, das Kind fest umschlingend, ließ er sich an dem Seile erst langsam, dann, als er der Gluth näher kam, schneller und so geschickt herab, daß er ohne die geringste Verletzung des Kindes auf die Straße gelangte, wo er es der aus ihrer Ohnmacht erwachten Mutter in die Arme legte. Während diese dasselbe herzte und

theilnehmend eines der Mädchen.

„Dio mio, welche Frage! ich meine, nun ist doch der arme Savoyarde frei!“ erwiderte eine Andere.

„Was Dir einfällt, Juditha,“ replicirte ein Kellner, „sofort in's Cachot muß' er zurück. Man wird doch keinen Mörder freilassen wollen; das wären schöne Geschichten.“

„O poveretto!“ ertönte es mitleidig im Kreise in vielfacher Variation; jener eingetretene Mann aber, der dieser Unterhaltung aufmerksam zugehört, entfernte sich jetzt mit heimtückischem grausamem Lächeln.

Nächsten Tags wurde das Thema der wunderbaren Rettung des Kindes von ganz Venedig aufgenommen, namentlich in der Richtung, was nun mit dem Retter geschehen werde, der doch immerhin als Mörder verurtheilt war. Wie gewöhnlich war der Marcusplatz der Ort bei der Discussion, die lebhafter als je geführt wurde. Daher kam es denn auch, daß ein junges Mädchen, das einen



Guten Appetit!

prachtvollen Blumenstrauß in der Hand, quer über den Marcusplatz schritt, fast unbeachtet das Palais des Erzherzogs Rainer erreichte, in welches es, unbehindert von den Wachen, eintrat, und sofort von einer Kammerjungfer in den ersten Stock geleitet wurde.

Hier, in einem prachtvoll ausgestatteten Saale des „Vicekönigs“, welchen Titel man allgemein dem Erzherzog Rainer beilegte, saß die Fürstin Theresia in einem Fauteuil und ließ sich lächelnd die Courtoisie des Erzherzogs Friedrich gefallen, der ihrer Anmuth und Schönheit huldigte. Als aber das junge Mädchen mit ihrem Blumenstrauß eintrat und ihr denselben knieend überreichte, strahlte ihr schönes Gesicht vor innigem Vergnügen und ihre blauen, schwärmerischen Augen ruhten mit sichtlich Freude auf dem jungen, netten Mädchen zu ihren Füßen.

„Ganz so, wie ich mir Deine Erscheinung gedacht habe, kleiner Bürsche!“ sagte sie lächelnd und nahm den Blumenstrauß an, dann wandte sie sich zum Erzherzog: „nicht wahr, cher Frédéric, der Papa wird sich der Sache annehmen?“

„Werde bemüht sein, der Gebieterin meines Herzens gute Botschaft zu bringen,“ erwiderte der Erzherzog, galant ihre weiße Hand küssend, und verschwand durch eine Seitenthür. Doch schon nach wenigen Minuten erschien er wieder, an seinem Arm den Vater, Erzherzog Rainer, führend, der heute wieder stark vom Podagra geplagt war. Die Fürstin eilte dem alten Herrn entgegen, und dieser drückte einen väterlichen Kuß auf ihre schöne, von blonden Locken umrahmte Stirne.

Sich setzend winkte er seinem Adjutanten, und während dieser irgend einen Befehl ausführte, sagte er zur Fürstin: „Es soll Alles vor Ihren Augen verhandelt werden, mein Kind, damit Sie sich überzeugen, daß das Möglichste geschieht, die Sache aufzuklären.“

Fürstin Theresia küßte gerührt die Hand des Erzherzogs und eine Thräne umflorte ihr Auge, als sie ihr Haupt wieder erhob, um Denjenigen eintreten zu sehen, den sie Alle erwarteten: „Giacomo, den Kaminfeger.“ Ihn escortirten zwei Männer in Uniform, offenbar Polizeibeamte.

Und nun war die Reihe zu erzählen an jenem jungen Mädchen, das der Fürstin den Blumenstrauß überreicht hatte. Als es seinen Bericht geendigt, da überströmte das mittheilsvolle Herz der edlen Dame, sie umarmte das arme Mädchen und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen. „Welch eine Liebe!“ rief sie entzückt und gerührt, „o Kaiserliche Hoheit, Sie helfen, nicht wahr, Sie helfen?“

Der Erzherzog winkte ihr beruhigend zu und gab den Polizeibeamten Befehl, auf einen genau beschriebenen Menschen zu fahnden; darauf wies er einen der Hausbeamten an, den Kaminfeger Giacomo bis auf Weiteres in einem Zimmer nach dem Hofe zu installieren, seine Unterredungen mit dem jungen Mädchen aber nicht zu hindern.

Giacomo und das junge Mädchen fielen auf die Kniee, und von Einem zum Anderen förmlich rutschend, küßten sie die Kleider der Fürstin und des Erzherzogs in heißem Dankgefühl.

An demselben Abend, unstät jagten schwere Wolken am Himmel und ein heftiger Regen klatschte auf Dächer und Straßenpflaster hernieder, huschte ein großer hagerer Mann, von der Riva dei Schiavoni kommend, in die engen Straßen, welche nach S. S. Giovanni e Paolo führten, sich immer schein nach allen Seiten umblickend. Aber seltsam, als ob dieser Mensch geisterhaften Ursprunges war, er warf nicht nur einen Schatten, sondern gleich zehn, zwölf, alle nach verschiedenen Richtungen, alle aber huschten wie er dem gleichen Ziele zu und trafen am Baudrien'schen Hause zusammen, in das der Mann verschwunden war.

Und nun folgten ihm diese Schatten sogar in's Haus; sie mußten Schlüssel dazu haben, so gut wie Jener. Ja sie folgten ihm sogar hinab in einen feuchten Keller und beobachteten von dessen Treppe aus, wie er beim Schein einer Handlaterne eine Steinplatte löschte, wie er hierauf mehrere Male in eine darunter befindliche Oeffnung griff, und es wollte ihnen, den Schatten, bedünken, als ob es glänzte und glitzerte im Schein der Laterne, was der Mann dort hervorholte, durch die Finger gleiten ließ und in ein mitgebrachtes Säckchen warf.

Solche Schattengeister sind neugierig, auch sie wollten dieses Glänzen und Glitzern näher betrachten und deshalb geschah es denn auch wol, daß sie alle plötzlich den Mann umstanden. Aber die Hand, welche sich jetzt hart und schwer auf seine Schulter legte, mußte keine Geisterhand sein, denn er schrie bei ihrer Berührung gellend auf und sein Gesicht war in grenzenlosem Schrecken nun selbst geisterhaft verzerrt. Dieses Gesicht aber gehörte dem Freunde des ermordeten Federico Baudrien, dem Franzosen Maréchal, dem Mörder und Diebe, denn hier, im Besitze der geraubten Kostbarkeiten der Baudrien'schen Eheleute betroffen, von Polizisten, als welche sich jene Schattengeister entpuppten, umgeben, war er völlig fassungslos und gestand noch in derselben Minute ein, daß allerdings Federico Baudrien nach dem Falle noch gelebt und in den Lebenden in den Kanal geworfen habe, um sich in den Besitz der Baudrien'schen Kostbarkeiten zu setzen,

von deren Vorhandensein er durch Federico selbst Kenntniß erlangt. Ja, einmal doch ertappt und überführt, gefiel er sich ordentlich darin, seine Handlungen in cynischer Weise zu illustriren; seine einzige Rechtfertigung war: „hätte ich mir die Kostbarkeiten nicht angeeignet, würde es Federico gethan haben, denn der hatte längst geplant, seine Eltern zu berauben.“

„Und der arme Giacomo, den Ihr so ungerecht habt verurtheilen lassen?“ fragte der Polizeileutnant.

„Bah, ein Savoyarde!“ entgegnete Maréchal frech und so höhnisch, so verächtlich lachend, daß sich selbst die Polizisten mit Abscheu von dem Schurken abwandten. Aber eine Antwort ward ihm doch; sie zogen ihm die Fesseln um die Handgelenke so fest an, daß er vor Schmerz stöhnte.

Noch in derselben Stunde ließ sich der Polizeileutnant zum Rapport im viceköniglichen Palais melden und wurde auch sofort vorgelassen. Die Fürstin befand sich noch in der Gesellschaft des Vicekönigs und blickte dem Beamten fragend in höchster Spannung entgegen.

Der Rapport war bald beendet, und tief ergreifend war es, wie die Fürstin auf den hereingeführten Giacomo und das in seiner Begleitung befindliche Mädchen zueilte, es küßte und deren Hand in die Giacomo's legend, sagte: „So Kinder, jetzt seid Ihr wieder auferstanden von den Todten, der Eine aus dem Kerker, die Andere, meine kleine Namensschwester, aus dem Kanal, und nun liebt Euch, wie Ihr Euch bisher geliebt in Nacht und Noth, in echter Savoyardenliebe!“

Ah, wie glücklich waren sie da, die beiden armen Savoyarden, denn Theresia, Giacomo's Jugendgefährtin, war es ja gewesen, die heute mit Drangen, morgen mit Mandeln oder Fulminanti, mit Karamellen oder Maronen handelnd, Maréchal auf Schritt und Tritt verfolgt, sich sogar als Küchenjunge auf dem Dampfer nach Triest vermietet hatte, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren, ihm hier überall nachspürte und endlich entdeckte, daß er jedesmal bei Juwelieren Schmuckfachen verkaufte. Ja, sie war es ebenfalls, immer im Anzug eines kleinen Verkäufers, die Maréchal sogar Nachts folgte, wenn er ins Baudrien'sche Haus schlich, um wieder einen Schmuckgegenstand zu holen und dadurch das Versteck, in dem er seinen nichtswürdigen Raub barg, erspähte, das schlaue genug eronnen war, denn wer würde da das Geraubte suchen, während bei ihm selbst nie etwas gefunden worden wäre.

Ja, Theresia war es wieder, welche jener Wittve, in deren Hause Maréchal wohnte, als junger Bürsche verkleidet, allerlei kleine Dienste besorgte und sich dafür einen Schlafwinkel in deren Hause erwarb, nur um Maréchal immer unter Augen zu haben; sie war es, die bei ausgebrochenem Brande dessen Zimmer nach irgend einem verrätherischen Zeichen trotz der Feuergefahr durchsuchte.

Systematisch hatte sie den Mörder verfolgt, ja ihn absichtlich und planmäßig dadurch zur Verzweiflung getrieben, daß sie ihm an allen Ecken und Enden ihre Waaren mit lauter Stimme anbot. Es war ihr nicht entgangen, wie scheu er sich jedesmal umgesehen und sie hatte auch darin sein böses Gewissen erkannt. Der Brand kam ihr freilich anfangs ungelegen, sollte aber schließlich die Katastrophe beschleunigen und ihr den Schutz der Fürstin von Thurn und Taris sichern, ohne deren Einfluß sie die Entdeckung und Ergreifung des Mörders schwerlich so schnell und sicher herbeiführt haben würde.

Ihre Liebe zu Giacomo hatte sie nicht rasten lassen, Maréchal seines Verbrechens zu überführen; darum ihr Entschluß, für tot zu gelten, darum ihre Verkleidung, darum ertrug sie beharrlich die Leiden und Anstrengungen, denen sie durch dieses rastlose Mühen ausgesetzt war. Und auf anderer Seite war es wiederum nur die innige Liebe Giacomo's zu Theresia, die ihn bewog, das furchtbare Wagniß der Rettung des Kindes zu übernehmen, denn, was sie ihm auch an Hoffnung auf seine Erlösung aus dem Kerker zuflüsterte, er glaubte nicht daran. Nur eines stand ihm vor Augen: die als Preis ausgesetzten tausend Gulden zu erlangen, um sie ihr, der geliebten Theresia zu geben, damit wenigstens sie zurückkehren könne in die Heimath.

Alles das besprachen sie, Hand in Hand, in ihrer ganzen natürlichen Unbefangenheit, und gerade diese Wahrheit und Offenheit war es, welche ihre Liebe in so glänzendem Licht selbstloser Hingebung, in einem so reinen, idealen Schimmer erscheinen ließ. Giacomo schien seine Theresia nicht mehr lassen zu wollen und als sie endlich sich trennten, da flüsterte die Fürstin, hingerissen von dem Glück dieser zwei einfachen Menschen: „Welche Seligkeit, so geliebt zu werden!“

Giacomo, noch an demselben Tag der Freiheit zurückgegeben, wurde binnen Kurzem dann auch in öffentlicher Gerichtsitzung von der Ermordung des Federico Baudrien freigesprochen, während Maréchal, unter Stürmen der Entrüstung, welche eine Volksjustiz befürchten ließen, vorgeführt wurde; der Spruch des Gerichts gegen ihn lautete auf Tod.

Die ganze Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Venetianer trat den beiden Savoyarden gegenüber zu Tage, und als der bekannte Menschenhändler es unternahm, seine sogenannten erkauften Rechte gegen dieselben geltend zu machen

und sie wieder in seinen Dienst pressen wollte, ließ Fürstin Theresia das den Wittven erlegte Kaufgeld ihm zurückzahlen.

Und dann kam der Tag, an welchem Giacomo und Theresia ihre Heimreise antraten. Die Mutter des geretteten Kindes übergab jedem von ihnen ein goldenes Kreuz als Andenken, das ihnen das Kind mit seinen Händchen umhing. Der milde Erzherzog Rainer, sein Sohn Friedrich und Fürstin Theresia von Thurn und Taris vereinigten sich, das Paar auszustatten, so reich, daß es in seiner Heimath mehr als genug erhielt, seine kühnsten Hoffnungen und Träume zu verwirklichen. Aber reicher als durch diese Gaben waren Giacomo und Theresia durch ihre alle Leiden, alle Qualen überdauernde Liebe und Treue.

Die Fürstin Theresia ließ es sich nicht nehmen, das Savoyardenpaar in ihrer schönen Gondel abfahren zu lassen; die am Ufer Versammelten grüßten und jauchzten, schwenkten die Hüte und ein vielstimmiges „Addio, carissimi, addio!“ folgte ihm nach. Die Fürstin sah den Scheidenden nach, so lange sie die Gondel zu erblicken vermochte; ein letztes gegenseitiges Winken mit weißen Tüchern, und die junge Fürstin wandte sich zum Gehen, ihr Busen hob und senkte sich in wehmüthsvoller Erregung und ihre Lippen flüsterten tiefbewegt: „Savoyardenliebe.“



Bürgerliches Speisezimmer (Seite 268). Wenn wir unsere Wohnung behaglich und geschmackvoll einrichten wollen, so können wir zu diesem Ziele auf verschiedenen Wegen gelangen. Die große breite Mittelstraße wird da stets der bürgerliche Wohlstand einschlagen müssen, der nicht eine lange Reihe von Zimmern und Sälen zur Verfügung hat, nicht in jedem einzelnen Raume eine in sich abgeschlossene Kunstleistung zu schaffen im Stande ist, der seinen Mitteln Rechnung tragen muß. Aber auch in solcher Beschränkung können Geschmack und Behagen sich günstig entwickeln, kann nicht nur die individuelle Neigung des Besitzers, sondern auch ein bestimmter Stil zu leichtverständlichem Ausdruck gelangen. Denn der weitverbreitete, festwurzelnde Irrthum muß immer wieder nachdrücklich bekämpft werden, daß eine stilvolle Zimmereinrichtung kostspieliger sei, als eine solche, die wir bisher vorzugsweise als modern bezeichnet haben. Als ein Beleg für diese Behauptung zeigen wir heute den Lesern ein altdeutsches Speisezimmer. Freilich trifft eine Vorbedingung in unserer modernen, unruhigen Zeit nur selten zu, diejenige des festen Besitzes. Nur im eignen Hause vermag man Zimmerdecken, Bekleidung der Wände mit Holztäfelung, altdeutsche Decken, Fußböden ganz nach Neigung, harmonisch zu schaffen, nur dort wenigstens wendet man gern die Mittel dazu auf. Die Miethswohnung betrachtet selbst der sephasteste Bewohner nur als Raum, in dem er wie ein Gast lebt, der ihm durch tauenberlei Vorkommnisse entzogen werden kann, den zu schmücken und auszufatten es deshalb kaum lohnt. Da hatten es unsere Vorfahren besser. Sie saßen fest in dem eignen, meist erblichen Hause; was sie dort schufen und gestatteten, machte nicht nur ihnen selbst lebenslang Freude, es ward auch den Kindern hinterlassen als werthvoller Besitz. Deshalb schon konnte das, was wir heute Mode nennen, damals nicht zu so absoluter Herrschaft gelangen wie jetzt. Wer oft umziehen muß, der wird auch genöthigt, öfter seine Möbel zu wechseln, hier zu ergänzen, dort auszuschleppen, und dann greift man am liebsten zum Neuesten, zu den Bildungen des gerade herrschenden Tagesgeschmacks. Ein Zimmer, wie wir es hier dem bekannten, oft citirten Werke von Georg Hirth entlehnen, läßt sich allerdings schwer umhertragen. Trotz aller Einfachheit scheint es fast in den Raum gebannt zu sein. Es ist ein Speisezimmer aus der Spätzeit der Renaissance, die Kstube eines guten Bürgerhauses. Denn man muß ökonomisch sein mit dem Raume und hat deshalb in dem Fenster noch ein Etablissement geschaffen, das der Hausfrau zum Aufenthalt dienen, als Wohngemach betrachtet werden kann. Warm und traulich wird jedes Zimmer, besonders aber das Speise-, Herren- und Schlafzimmer durch starke Verwendung von Holztäfelungen in tiefer Farbentönung gemacht. Keine Tapete, kein anderer für Bekleidung der Wände und Zimmerdecken verwendeter Stoff gibt diesen Zimmern einen so schönen Hintergrund, einen so traulichen Charakter wie das gebeizte Holz. Es ist gar nicht schmucküchtig, durchaus nicht anspruchsvoll und dabei doch würdig und wohllich. Für den Salon, für das Boudoir eignet die Holztäfelung sich weniger, hier aber möchten wir sie niemals missen. Sie scheint allerdings auf den ersten Blick kostspieliger als die prächtigste Tapete, allein das scheint nur so. Das Holz überdauert Menschenalter, bleibt ewig schön, ja es gewinnt noch an Ansehen durch die Jahre, insofern alle Tapetenstoffe oft erneuert werden müssen. Das Holz ist sich selbst genug. Tapetenwände ohne allen Schmuck sind in einem wohllich eingerichteten Zimmer kaum denkbar, während jede Belebung der Holztäfelung durch Silber und andere Zier sehr leicht überladen scheinen könnte. Endlich aber gehen wir sogar auf die Eventualität der Miethswohnungen ein. In München lebt mir ein kunstsinziger Gastfreund, der sich im eignen Hause ein wundervolles Speisezimmer mit Bugenscheiben, getäfelter Holzdecke, Wandbekleidung von lichtbraun gebeiztem Holzwerk, meisterhaft gearbeiteten Thürgerästen aus Holz hatte anfertigen lassen, das ein-

ladendste Speisezimmer, das ich jemals gesehen habe. Das Haus wurde der Familie zu eig, man mußte sich zu einer Mietwohnung entschließen. Dorthin ist dann das entzückende Speisezimmer mit all seinem sculptirten Holzwerk übertragen worden ohne jede Schädigung der Verhältnisse und des Eintrucks. Das hätte die kostbarste Stofftapete sich kaum gefallen lassen. Die Tüfelung unseres Zimmers reicht hoch hinauf und schließt mit einem Gesims ab, auf das man Gläser, Schüsseln, Krüge stellt. Nur der freie Raum zwischen dieser Gesimsleiste und der ebenfalls getüfelten Holzdecke kann als Silberträger dienen. Doch wird man große Gemälde, Familienportraits, Fruchtsstücke dort aufhängen müssen, die auch aus der Ferne betrachtet werden können. Sehr glücklich seinem Zwecke entsprechend fügt sich in dem Raume das in der Nische eines hohen Aufbaues angebrachte Waschbecken. Befäßen doch alle Speisezimmer eine derartige Wasch-einrichtung, dann hätten wir endlich Hoffnung, daß die häßliche, gerabezu unappetitlich wirkende Sitte verschwinden würde, zum Nachtheil Schaler und Gläser herumzugeben, die der Gast zum Mund-ausspülen und Händewaschen benützt. Das ist auch eine der aus England herübergebrachten Moden, die man nachhast in der Meinung, besonders fein und geschmackvoll zu sein, die aber barbarisch ist, wie so Vieles, was von jenseits des Kanals zu uns kommt. Gewiß ist's angenehm, nach der Mahlzeit die Fingerspitzen in frisches Wasser zu tauchen, vielleicht sogar mit einem Schluck des reinigenden Elements den Mund zu erquickeln. Keinesfalls aber darf die Tafel der Ort sein, wo wir solch ein Reinigungswerk vornehmen. Wenn wir in unsern Speisezimmern allgemein das Waschbecken einführen, das ja die altdeutsche Stube besessen hat, so werden wir dadurch wieder beweisen, daß wir an Geschmack und wirklicher Dolansständigkeit den Engländern weit voraus sind. Unser Zimmer schmückt einerseits mit ornamentaler Plastik belebter Deseu, wie sie so geschmackvoll auch nur Deutschland zu bauen versteht. Eher schon mögen wir uns in den Möbeln selbst England zum Vorbilde nehmen, obgleich wir auch dies kaum nöthig haben. Unbequem können, wenigstens für lange Mahlzeiten, vielleicht unsere Gattische werden mit den geköpften Fuß-leisten, den Knäufen, den balustrnenförmigen Füßen, weil sie mitunter die Bequemlichkeit beeinträchtigen. Unsere altdeutschen Stuhlmöbel aber, die glücklicherweise wieder nachgebildet und auch auf unserer Illu-stration gezeigt werden, sind unübertroffen in dem, was der Eng-länder „Comfort“ nennt. Breit, mit nicht zu hoher, bequemer Lehne, mit feinem Polster, das nicht zu weich sein darf, erfüllen sie jede Bedingung, die man an einen Stuhl für das Speisezimmer zu stellen berech-tigt ist. An diesen Stühlen würden wir vielleicht gern die schmückende Vorderleiste zwischen den Füßen vermissen, die unschön ist und ge-legendlich den Beinen des Sitzenden im Wege sein kann. Auch einen Teppich, der mindestens den Raum unter dem Tische wärmend deckt, hätten wir noch zu begehren. Nirgends ist solch ein Gewebe, auf dem die Füße behaglich ruhen können, gebotener, als an dem Orte, an den man längere Zeit zum Stillsitzen gebannt ist. Die Tafel selbst mag einfach ausgestattet sein, wie es sich für ein Bürgerhaus schickt. Der Farbenzinn braucht dabei doch nicht zu kurz zu kommen, denn Tücher und Servietten mit rothen oder blauen Rändern, Por-zellan mit dem beliebten Zwiebelmuster sind ja heute nicht mehr un-erschwinglich theuer. So können wir es selbst mit bescheidenen Mitteln nach dem Vorbilde, das uns Georg Hirth hier gibt, ein Speise-zimmer einrichten und ausstatten, das allen Ansprüchen des Stils, des guten Geschmacks und der Behaglichkeit gerecht wird, das im Nothfalle auch noch anderen Zwecken zu dienen im Stande ist. Und darauf gerade müssen wir unser Augenmerk richten, auch die schlichte bürgerliche Häuslichkeit mit Rathschlägen und Vorbildern zu ver-sehen, mittelst derer sie den Ansprüchen des geläuterten Schönheits-gefühls, des vornehmeren Geschmacks zu begeben vermag. Erst wenn das, was wir deutschen Stils, vaterländische Renaissance nennen, auf der sichern, breiten Basis des deutschen Bürgerhauses ruhen wird, erst dann können wir den Sieg über die Unnatur und Verwilderung des Formensinns, die seit Menschenalter geherrscht haben, als er-zungen betrachten. Auf dem besten Wege dazu befinden wir uns bereits, und Hilfsstruppen gesellen sich immer zahlreicher uns zu.

Angehende Virtuofin. (S. Illustr. S. 265.) Marietta, brolliges Ding! Wie sie dasthet, die kleine Kaze, vermunnt in das gesteierte Kopftuch der Schwester, das ihr um eine Welt zu groß ist, und in den beiden kleinen Foten das Tambourin schleppend, hinter dem sie sich verkriechen könnte! Für ihr Leben gern möchte sie heute mit nach Gennazano, so klein sie ist, und gleich allen übrigen Weifall schreiben, wenn Nina, die schlanke glutäugige Schwester, den Saltarello tanzt; am liebsten (fröh krümmt sich, was ein Häkchen wer-ben will!) selbst mitanzeln! Närrisches Ding! Warte noch eine zehn Jahre und inzwischen — sorge, daß Du ein wenig mehr auch von Nina's Schönheit erlangst. Denn jonst, poverina, ist's mit dem Saltarello allein auch nicht gethan! Nun — wie gesagt — Du hast ja noch gute Zeit vor Dir, und: „Mit Gebuld und Zeit wird's Maulbeerblatt zum Atlasleid!“

Praktische Mittheilungen über Ausstattungen.

II. Betten und Bettwäsche.*

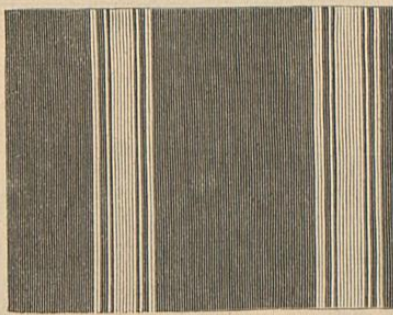
Das emsige Schaffen, Sticken, Stücken und Häkeln einer Braut galt früher zumeist der Verzierung der Leibwäsche. Die Bett-, Tisch- und Hauswäsche repräsentirte ihren Werth nur durch gebiegenes Ge-webe, Feinheit und Schönheit der Dessins. Heute begnügt man sich damit nicht immer. Der Luxus und die fortschreitende Industrie, sowie die größere Kunstfertigkeit in der Handarbeit ziehen auch die übrigen Rayons der Wäsche in ihr Bereich. Wie bei der Leibwäsche, so besonders auch bei der Bettwäsche werden Stickerie, Spitzen und sonstiger Auspuz angebracht, so daß eine derartig hergerichtete Aus-stattung hoch im Werth steht.

Zunächst noch Einiges über die Betten. Früher war der Begriff von einem guten Bett gleichbedeutend mit massenhafter Anfügung von Federn, in Form von Unterbetten, Pfühl, Kopfkissen und Deckbett, deren Güte meist nach der Höhe des Bettes tarirt wurde; jetzt vermeidet man die Federn bis auf das geringste, notwendige Maß, ja es gibt Familien, die gar keine Federn zu ihrem Ruhelager verwenden, selbst die Kopfkissen nur aus Polstermaterial herstellen lassen und zur Bedeckung nur wollene oder Steppdecken wählen. Das ist eben Gewohnheit und Ansichtssache. Die jetzt fast allgemein gebräuchliche Einrichtung eines Bettes besteht

zunächst in einem Federboden, d. i. einer Sprungfedermatrage, einem Keilkissen und einer Auflegematrage mit Koffhaar, Indiasafar, Wald-wolle (erin végétal) u. c. gefüllt. Vielfach werden die Sprungfeder-matragen gleich mit einer derartigen Polsterung versehen; dadurch fällt die Auflegematrage fort und an ihre Stelle tritt eine weiche wollene Decke (Woolach). Aus praktischen Gründen aber sprechen wir uns dagegen aus. Einmal ist eine Auflegematrage weicher und wärmer als die gepolsterte Sprungfedermatrage, dann auch muß bei dieser nach andauerndem Gebrauch die Polsterung aufgearbeitet oder erneuert werden, was bei einer Auflegematrage leichter bewerkstelligt werden kann und nicht so bald in Frage tritt, als bei der Sprung-federmatrage.

In vielen Gegenden, namentlich Süddeutschland und Frankreich, wird das Keilkissen durch eine Rolle ersetzt, auch sonst noch ein Fußkissen oder eine zweite Rolle zu gleichem Zweck dem Bette ein-gefügt. — An Federtissen zur Bervollständigung des Bettes gehören in der Regel zwei Kopfkissen oder ein Pfühl (ein größeres schweres Kissen aus starkem Drell und Federn, welches in der Regel unter dem Bettuch liegt) und ein Kopfkissen. Bisweilen findet man, außer den beiden Kopfkissen, noch ein drittes von kleinerem Format mit Koffhaarpolsterung oder eine Federnrolle.

Zur Bedeckung raten wir, außer den üblichen Stepp- oder wollenen Schlafdecken, leichte Daunen zu wählen, die im Winter oder in kühlen herbstlichen Nächten in unserem wechselnden Klima für die Gesundheit unentbehrlich sind. Die sogenannten und zwar fälschlich so benannten Plümeaur (sie heißen duvets), die kurzen Daunen-kissen, welche über die Füße gelegt werden, haben eigentlich nur den Zweck, als Parabetissen zu dienen, denn weder in der Länge noch in der Breite genügen sie, um dem Körper den nöthigen Schutz gegen die kühle Tem-peratur zu gewäh-ren. Zu den Be-zügen für die Ma-tragen und die Polsterkissen wählt man entweder ein-farbiges, gestreiftes (siehe Abb. 1) oder blau und weiß, roth und weiß oder grau und weiß gemuster-ten starken Drell, auch damastirten Bettkörper (siehe Abb. 2), welche



1.

Stoffe in Leinen- wie in Baum-wollengewebe gefertigt werden. Die Bezüge (Kle-t) der Fe-dertissen ha-ben leichte-ren Stoff, doch mit gleichem Muster.



2.

Als Neu-heit gibt es abgepaßte leineneKopf-kissen- und Deckbett-Inlete von vorzüglicher Haltbarkeit und feinfädig wie Seide in Blau und Roth mit weißen Vorten. Betreffs dieser Artikel verweisen wir auf die Firma F. L. Grünfeld, Landeshut i. Schl.

Bemerket sei nur noch und betont, daß die Federn zu den be-treffenden Kissen nicht direct in die Bettinlete, sondern in besondere Züchen, sogenannte Feder-Einschütten von Kessel oder leichtem Baum-wollengewebe, geschüttet werden, welche die Größe und Form der Inlete haben. Sollen die Inlete gewechselt oder gewaschen werden, so bleiben die Federn auf diese Weise unberührt in den Kessel-züchen.

In vielen Häusern ist es Sitte, die Inlete der Kopfkissen und der Deckbetten aus Seidenstoff herzustellen, vorzugsweise die für die Fremdenbetten bestimmten Kissen; andere wieder begnügen sich, die Kissen an den Außenrändern mit seidenen Stoffstreifen zu versehen, welche dann durch die durchbrochen gearbeiteten oder die Spitzen-zwischenfüge der Bezüge durchschimmern. Die Bettwäsche muß selbst-verständlich den Formen der Kissen und Decken angepaßt sein. Neuer-dings fertigt man die Kopfkissen nicht mehr quadratisch; der Breite der Matrage entsprechend macht man sie gewöhnlich 70 Cent. hoch, während das Deckbett eine Breite von 135 Cent. bei einer Länge von 190 Cent. erhält. Das Düvet oder Plümeau hat gewöhnlich 90 bis 95 Cent. im Quadrat, die Steppdecke von Seide, Cretonne, Schweizer Kattun oder Wollenatlas liebt man bei einer Länge von 210 Cent. bis zu 180 Cent. Breite anzufertigen.

Die Bettwäsche wird in der Regel von Leinwand hergestellt. Ist auch die erste Ausgabe eine ziemlich bedeutende gerade für die Betteinrichtung, so empfiehlt es sich dennoch, die Stoffe nur aus Flachsgewebe zu wählen, da Gebrauch und Waschen sie ziemlich strapaziren. Baumwollensstoffe würden eine häufigere Erneuerung bedingen, was in Summa keinen Vortheil gewährt. — Die Bett-wäsche besteht aus den Betttüchern oder Laken (235 Cent. lang, 170 bis 180 Cent. breit), den Kopfkissen- und Deckbettbezügen, den Couverts oder Bezügen für die Steppdecken und, je nach Anordnung, dem Bezug für das Plümeau (Düvet), die kleineren Koffhaarkissen und das Fußkissen resp. die Rollen.

Für die Laken oder Betttücher wählt man gern ein kräftiges kerniges Gewebe. Es empfiehlt sich dazu das schlesische „Hausleinen garnweiß“ und das „Hausmacher Creas ungeklärt.“ Diese Leinen-sorten sind in den verschiedensten Breiten und Stärken zu haben, je nachdem die Betttücher aus nur einer Bahn (Breite), d. h. ohne Naht in der Mitte, oder aus zwei Breiten bestehen sollen. Beide Arten sind üblich. Durch längeren Gebrauch, durch häufiges Waschen, zumeist aber durch die beim Rollen der Wäsche entstehenden scharfen Brüche bilden sich in den Laken dünne, fädenähnliche Stellen. Be-merkt man diesen Uebelstand zeitig genug, so kann das Laken noch manches Jahr in gutem Zustand erhalten werden, wenn man es „kürzt,“ bevor es in Verfall geräth. Dazu werden die bisherigen Außenränder (Webekanten) überwendlich zusammengenäht; hat das Laken eine Naht in der Mitte, so wird dieselbe aufgetrennt, ist es

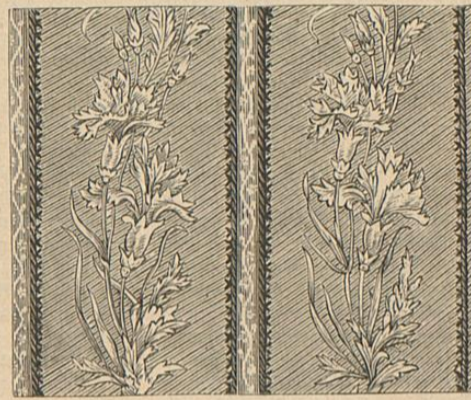
aus einer Bahn, so muß es dajelbst zerschnitten und an den ent-standenen Außenseiten gestäubt werden.

Die Leinwand für die Bezüge der Kissen und Betten wird ge-wöhnlich feiner gewählt als die Lakenleinwand. Die Sorten „Haus-leinen gewaschen und gekrumpfen,“ „Hausleinen (Creas) geklärt“ und, wo Gewicht auf sehr elegante Bettwäsche und sehr feines Lei-nen gelegt wird, „Extra Prima gebleichtes Leinen,“ welches aus den besten belgischen Flachsgespinnsten in Kette und Schuß (Lang-faden und Quersfaden) gleichmäßig gewebt ist, sind hierzu empfeh-lens-werth. Neuerdings sind auch die leinen- und baumwollenen Damaste für Bett- und Kissen-bezüge sehr en vogue (siehe Abb. 3). Sie sind unpretentiv ele-gant, selbst in Baum-wollengewebe; aller-dings stellt sich der Preis in Leinen be-trächtlich höher, als der glatter Lein-wand, wo indessen die Finanzfrage we-niger zur Geltung kommt, mag man gern die Mode mitmachen. Diese Bett-damaste gibt es in Blumen-, Streifen- und Arabesken- Dessins, ra-magirt und als haute nouveauté mit ganz feinen matt-blauen und mattrrohen jatinirten Längsstrei-fen (Abb. 4).



3.

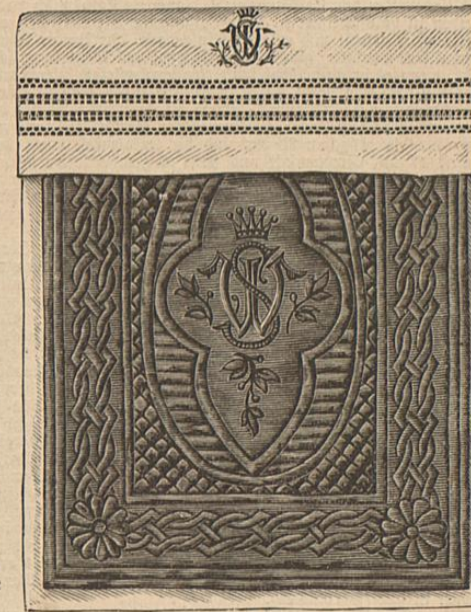
Die Art, wie die Ver-zierung der Bettwäsche gestaltet wird, richtet sich nach der übrigen An-lage der Aus-stattung.



4.

Einerseits liegt schon in der Feinheit des Leinen eine beträchtliche Eleganz, an der sich Viele genügen lassen und nur durch schöne Mono-gramme unterstützen. Andererseits aber bietet sich durch Einfüge aus Stickerie, Spitzen oder Häkelarbeit, Spitzen- und Stickerivolants hin-reichend Gelegenheit, auch hier die gesuchteste Eleganz herauszufehren. Für diese Fälle bemerken wir, daß außer dem Couvert für die Stepp-decke der Bezug des Plümeaus (Düvet) und das obere der beiden gleichgroßen Kopfkissen (hat man ein größeres und ein kleineres, so werden beide mit Garnitur ausgestattet) verziert werden. Das Bett-tuch ist nur in den seltensten Fällen an den beiden Längenseiten mit Spitze besetzt. Das Schließen der Bezüge geschieht auf verschiede-ne Weise und ebenso häufig an der Längenseite, wie an der unteren Quersseite des Bezuges. Vielfach ist es Sitte, dem Saum des Be-zuges, der stets 2 1/2 bis 3 Cent. breit sein muß, behäkelte Lige zum Zusammenschüren anzufügen, dann auch macht man zu gleichem Zweck in regelmäßigen Abständen von etwa 6 Cent. nicht zu große Knopflöcher, oder aber der Schluß wird durch eine mit Knöpfen versehene Patte aus Seiden- oder Inletstoff vermittelt, welche man den Säumen unterknöpft. Letztere werden, den Knöpfen der Patte entsprechend, gleichfalls mit Knopflöchern versehen, doch muß der eine Saum des Bezuges in ganzer Breite dem anderen untertreten.

Die Couverts werden den mit Knöpfen versehenen Steppdecken aufgetnüpft; an Stelle ersterer hat man auch häufig die sogenannten Oberlaken, doch finden diese vorzugsweise zu den wollenen Schlaf-bedden Anwendung. Sie bestehen je in einem Leinentheil von 200 Cent. Breite und 350 Cent. Länge, dessen eine Quersseite am Fußende des Bettes breit um die Matrage geschlagen oder um das Fußkissen ge-legt wird, um das Ver-schieben zu verhüten und dessen andereQuers-seite, die mit Hohnnähten, Stickerie, Zwischen-fäden u. c. verziert ist, auf die wol-lene oder die Stepp-decke zurück-gelegt wird. Derartige Oberlaken (siehe Abb. 5) führt die Firma Grünfeld, Landeshut, mit vorgewebter Hohlbaumborde für die jetzt so modernen Durchbruch-arbeiten; es wird dadurch das so mühevoll Ausziehen der Fäden aus der Leinwand erspart.



5.

Wie bereits im vorigen Bericht erwähnt, werden zum Zeichnen der Wäsche die Monogramme bevorzugt, die an den Kopfkissen- und Plümeaur-Bezügen in der Mitte auf der oberen Seite anzubringen sind. Der Bezug des Deckbettes erhält das Zeichen an der unteren Quersseite in der Mitte, etwa 3 Cent. oberhalb des Saumes, das Laken in der linken unteren Ecke in gleicher Entfernung vom Saum und von der Webekante. Couvert und Oberlaken werden in der Mitte des oberen Ueberschlages gezeichnet, während das große, mit

* I. Leibwäsche vergl. Seite 256.

